

Liebe Freunde des Institutes und des Hauses Königstein

Wenn Sie dieses Heft in Händen halten, hat Papst Benedikt XVI. bereits seine deutsche Heimat besucht. Wie Sie diesen Mitteilungen entnehmen können, haben wir auf einer einwöchigen Bittwallfahrt nach Südböhmen, die gemeinsam mit Kirche in Not stattfand, für das Gelingen seiner Reise gebetet. Pater Werenfried von Straaten hätte dies als Gründer von Kirche in Not sicher gerne gesehen. Am 1. September wurde in Königstein nun endlich ein Denkmal eingeweiht, das auf das Wirken des Speckpaters an diesem Ort hinweist. Der Oberschlesier Dr. Christof Loch hat mit diesem Denkmal, das zugleich auch die Bischöfe Maximilian Kaller und Adolf Kindermann einbezieht, ein würdiges Ausrufezeichen für die drei „Königsteiner Kirchenväter“ geschaffen, das wie diese über Königstein hinaus wirkt. Einen Bericht dazu finden Sie in diesem Heft ebenso wie eine Würdigung des verstorbenen Kaisersohnes Otto von Habsburg durch einen Beitrag von Professor Grulich über das christliche Kaisertum. Otto von Habsburg hat genauso wie die „Königsteiner Kirchenväter“ stets das paneuropäische Element eines christlich fundierten Europas betont. Der Kölner Erzbischof Joachim Kardinal Meisner hat dies in seiner Predigt am Tag der Denkmalseinweihung aufgegriffen und durch den Hinweis auf die unterschiedliche Herkunft dieser Paneuropäer untermauert.

In unseren Mitteilungen lesen Sie desweiteren einen Beitrag über die Geschichte des Angelusgebetes und den Moskauer Augustputsch vor 20 Jahren, der ohne die Hilfe von Kirche in Not und den Speckpater möglicherweise anders verlaufen wäre.

Beachten Sie die zwei neuen Bücher, die in diesen Mitteilungen besprochen werden. Horst Gebhards Buch zeigt uns die zu wenig tradierten Schattenseiten der Französischen Revolution auf, die nicht zuletzt eine Gewaltgeschichte darstellt. Prof. Dr. Rudolf Grulichs Buch über die Marienwallfahrtsorte im Osten beweist einmal mehr das Gesamtwissen dieses Kenners Ost- und Mitteleuropas. Vor allem kann es uns aber in den nächsten Jahren dazu animieren, weitere Orte des christlichen Glaubens in unsere östlichen Nachbarländer aufzusuchen, diese zu erleben und uns von den vielfältigen Glaubenszeugnissen berühren zu lassen.

Im nächsten Jahr planen wir außer einer Fahrt nach Mähren auch eine weitere Pilgerfahrt mit Kirche in Not nach Slowenien und Kroatien. Maribor – das alte Marburg an der Drau – wird 2012 Kulturhauptstadt Europas sein. Anlässlich des 100. Geburtstags Otto von Habsburgs wollen wir auch eine Reise ins kaiserliche Wien anbieten. Wir werden Sie im nächsten Heft genauer über die kommenden Reisen informieren.

In diesem Sinne grüßt Sie und hofft auf Ihre Unterstützung

Ihr Matthias Dierßen

Ein Denkmal für Königstein

Für die Mitarbeiter des Hauses Königstein war es ein Fest, als am 1. September der Erzbischof von Köln, der gebürtige Schlesier Kardinal Joachim Meisner nach Königstein kam, um dort auf dem Pater-Werenfried-Platz ein Denkmal für drei große Persönlichkeiten der Vertriebenenenseelsorge einzuweihen: Für Bischof Maximilian Kaller, Weihbischof Adolf Kindermann und Pater Werenfried van Straaten. In Königstein hatte sich ein Freundeskreis Werenfried-Denkmal gebildet, der aus einer Bürgerbewegung um die Denkmalpflege hervorgegangen war, und der durch Unterschriften auch erreicht hatte, dass das 1955 von Prälat Kindermann erbaute Haus der Begegnung nicht abgerissen, sondern renoviert wurde.

Der aus dem Ermland vertriebene Bischof Kaller war von Papst Pius XII. 1946 zum ersten Vertriebenenbischof ernannt worden und hatte mit Prälat Kindermann, dem Rektor des deutschen Priesterseminars in Prag, in Königstein begonnen, die vertriebenen Priester und Theologen zu sammeln. Kaller starb bereits 1947, aber es gelang Kindermann, die Königsteiner Anstalten mit einem Priesterseminar, der Philosophisch-Theologischen Hochschule, einem Gymnasium, dem Haus der Begegnung und verschiedenen Instituten zu einem Vaterhaus der Vertriebenen zu machen. 1948 war der bekannte Speckpater Werenfried van Straaten, der Gründer des Hilfswerkes „Kirche in Not/Ostpriesterhilfe“ erstmals in Königstein, das dann zu seiner zweiten Heimat und nach dem Tode Kindermanns zur internationalen Zentrale seines Werkes wurde.

Da unser Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien beim Umzug nach Nidda bewusst den Namen Haus Königstein für das neue Domizil wählte, war der Initiator und Künstler des Denkmals Dr. Christof Loch an uns herangetreten, um trotz der Kürze der Zeit bis zur Einweihung auch ein schriftliches Denkmal zu schaffen. Für die Denkmalseinweihung hat dann Rudolf Grulich eine 175 Seiten umfassende Festschrift erstellt, die ein Denkmal der „Idee Königsteins“ ist, denn Königstein wurde durch die Vertriebenen zu einem Begriff und durch seine Kongresse „Kirche in Not“ europaweit bekannt. „Königstein – Stadt des Aufbaus und der Versöhnung“ haben die Herausgeber der Festschrift als Titel gegeben. Mehr als 60 historische und mit viel Sorgfalt zusammengetragene Fotos illustrieren die Dokumentation, zu der Kardinal Meisner ein Geleitwort schrieb. Die Anfänge und der Aufbau der Königsteiner Anstalten werden in dem Buch dargestellt mit besonderen Exkursen über „Königstein als Hochschulstadt“ oder „Der Koreakrieg und die Königsteiner Kaser-

Der legendäre Speckpater Werenfried van Straaten mit seinem berühmten Millionenhut ist einer der drei „Königsteiner Kirchenväter“, die Kardinal Meisner in seiner Predigt beim Einweihungsgottesdienst würdigte. Die Predigt kann beim deutschen Büro von Kirche in Not in München auf CD bestellt und auch im Internet heruntergeladen werden.



nen“. Im Kapitel „Der Ruf von Königstein“ lesen wir von der Rede General Prchalas, die 1951 Meilensteine setzte. Wir erfahren von den 45 Kongressen „Kirche in Not“ und von den Angriffen der kommunistischen Medien gegen die Königsteiner Arbeit. Beeindruckend ist auch, was an Kunstwerken für die Kollegskirche geschaffen wurde, wo durch die Statue der Madonna der Vertriebenen Königstein zu einem Wallfahrtsort wurde. Es kommen Königsteiner Zeitzeugen zu Wort und auch Christof Loch, der die Entstehungsgeschichte des Denkmals lebendig beschreibt. Auch wer nicht bei der Einweihung in Königstein dabei sein konnte, wird die Festschrift mit Freude und Gewinn lesen (siehe Seite 31).

Bittwallfahrt nach Böhmen

vom 3. bis 9. September 2011

Kirche in Not betet um Gelingen des Papstbesuches

Zu der von „Kirche in Not“ ausgerufenen Bittwallfahrt für das Gelingen des bevorstehenden Deutschland-Besuchs von Papst Benedikt XVI. machten sich 40 Personen aus dem ganzen Bundesgebiet, etwa die Hälfte davon mit Wurzeln in Böhmen-Mähren oder noch dort geboren, von Nürnberg aus mit dem Bus auf den Weg nach Südböhmen; denn wir Gläubigen von dort gedenken in diesem Jahr des 200. Geburtstages von Bischof Johannes Nepomuk Neumann, des großen Heiligen aus Prachatitz, um dessen Fürsprache für den Heiligen Vater wir besonders bitten. Er, der den amerikanischen Katholizismus als Bischof von Philadelphia wesentlich geprägt hat, möge helfen, dass der Besuch des Papstes in Deutschland zur Initialzündung einer Neuevangelisierung unseres Landes werde.

Von unserem Standort Pisek aus unternahmen wir jeden Tag eine Fahrt zu einem anderen Marienwallfahrtsort, wo wir die Heilige Messe feierten, da wir zwei Priester als Mitpilger in unseren Reihen hatten. Durch diese verschiedenen genau durchdachten und geplanten Fahrten in Südböhmen wurde die Bittwallfahrt zugleich zu einer Studienreise, die unter der kundigen Führung von Prof. Rudolf Grulich vom Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, tatkräftig unterstützt von den Mitarbeitern Frau Steinhauer und Herrn Dierßen und Herrn Niggewöhner von „Kirche in Not“, zu einem einmaligen Ausflug in die Geschichte dieser Gegend wurde. Durch den Mund von Prof. Grulich erzählt geradezu jeder Stein eine, seine Geschichte. So konnte die Zeit während der Busfahrten wunderbar genutzt werden, um uns mit dem bevorstehenden Ziel der jeweiligen Tagesfahrt bekannt zu machen und die von „Kirche in Not“ gestaltete Novene für den Deutschland-Besuch des Papstes und den Rosenkranz zu beten. Dabei wird an jedem Tag ein anderer Heiliger, der für die Christianisierung Europas von besonderer Bedeutung war, vorgestellt und um seine Fürsprache angerufen.

Die vorgestellten Personen, ob es der hl. Benedikt, der hl. Bonifatius, die hl. Elisabeth oder der sel. Johannes Paul II. war, konnten durch das umfassende Wissen von Prof. Grulich in ihrer Wirkung für die Geschichte Europas und in ihrer Beziehung zu den böhmischen Ländern lebendig werden. Immer wieder wird dabei klar, dass nur aus der Kenntnis der Vergangenheit die Gegenwart sinnvoll analysiert und beurteilt werden kann und Vorstellungen von zukünftigen Wegen entwickelt werden können.

Besonders bewegend war Prof. Grulichs Gedanke, dass der selige Johannes Paul II. zum siebten Patron Europas ernannt werden könnte, hat dieser doch in seiner Einschätzung der Bedeutung der Länder hinter dem ehemaligen Eisernen Vorhang, die bei uns oft fälschlicherweise zu Osteuropa gerechnet werden, die Slawenapostel Cyrill und Method zu Patronen Europas erwählt. Dass die erste Auslandsreise des seligen Papstes nach der Wende – noch vor seinem Besuch in seiner polnischen Heimat – und eine der ersten Reisen Papst Benedikts in die Tschechische Republik führten, zeigt auch die Sicht der Päpste auf die Bedeutung dieses Teils Europas.

Freilich ist gerade in Böhmen durch die Vertreibung der katholischen sudetendeutschen Bevölkerung und die furchtbare Verfolgung der Christen, besonders der Priester und Ordensleute, durch die Kommunisten das religiöse Leben fast erloschen. Umso beeindruckender war für uns bei den Besuchen in den Wallfahrtsorten, sei es in Lometz, mitten im Wald, wo wir den Sonntagsgottesdienst feiern konnten, oder am Montag in Maria Gojau bei Krummau, am Mittwoch in Maria Brünnl, das vom Kloster der göttlichen Barmherzigkeit der Familie Mariens in Gratzen zur Zeit umfassend renoviert wird, wie gläubiges Leben, auch durch die Hilfe von Ordensgemeinschaften aus dem Westen, wieder zu wachsen beginnt, in Maria Gojau etwa durch fünf Schwestern des hl. Vinzenz von Paul aus München. Aber auch das Geburtshaus des hl. Bischofs Neumann in Prachatitz, das wir am Montag besuchten, wird von Boromäerinnen betreut, zu deren Priorin vor kurzem eine sehr sympathische jüngere einheimische Schwester gewählt wurde.



Die Pilgergruppe vor der Statue des hl. Bischof Neumann in Prachatitz, der dort vor 200 Jahren geboren wurde.

Es würde zu lang werden, die Besuche in den Städten Taus, Budweis, Prachatitz, Krummau, und vor allem in Pisek, einem sehr gepflegten Städtchen mit der ältesten Steinbrücke Böhmens – noch vor der Prager Karlsbrücke erbaut – und einem hervorragend gestalteten Stadtmuseum, in dem uns Prof. Grulich durch die Geschichte nicht nur dieser Stadt mitnahm, ausführlich darzustellen. Aber zwei Elemente im Rahmen der Wallfahrt seien noch erwähnt: Im Bus gab es die Möglichkeit, die eindruckliche Predigt von Kardinal Joachim Meisner auf DVD mitzuerleben, die dieser anlässlich der Einweihung der Statue der „Drei Königsteiner Kirchenväter“, nämlich von Bischof Maximilian Kaller, Weihbischof Adolf Kindermann und Pater Werenfried van Straaten, in Königstein am 1.9.2011 gehalten hat. Auch von Pater Werenfried selbst konnten wir die erschütternde Predigt über die verfolgte Kirche in West und Ost aus dem Jahre 1983 hören, die von ihrer Aktualität, besonders auch was den Glaubensverlust in der westlichen Welt betrifft, nichts verloren hat.

Auch unter dem Blickpunkt der Studienreise zu den kulturellen Glanzpunkten seien noch zwei Besuche genannt: Zum Einen die Besichtigung des Dorfes Holaschowitz am Sonntag, das als vollkommen erhaltenes Dorf im böhmischen Bauernbarock – die Häuser aufgereiht wie Perlen an der Schnur – zum Weltkulturerbe gehört, und der Ausflug am letzten Tag zur Burg Klingenberg (Zvíkov), malerisch im Stausee am Zusammenfluss von Wottawa und Moldau gelegen. Diese Burg, hervorragend restauriert, birgt Räume mit wunderbar erhaltenen Fresken aus dem höfischen Leben, wie sie uns höchstens noch aus der Burg Runkelstein in Südtirol bekannt sind. Auch die Burgkapelle ist vollkommen mit Fresken ausgemalt, darunter einer berührenden Schutzmantelmadonna, unter deren breitem Mantel wir am liebsten Platz genommen hätten. Der spätmittelalterliche Altar, das Relief einer Beweinung Christi vom – nach diesem Werk benannten – „Meister der Klingenberger Beweinung“ zählt zu den Kunstwerken ersten Ranges aus dieser Zeit.

Dieser letzte Tag unserer Fahrt war als Höhepunkt geplant, denn vor der Besichtigung von Klingenberg führen wir zum „Heiligen Berg Böhmens“, dem bedeutendsten Marienwallfahrtsort, einer wahren

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Institutes auch weiterhin durch
Ihre Spende!**

barocken Gottesburg, nach Přebram. Ein festlich ausgemalter Arkadenumgang mit vier Eckkapellen umschließt die Wallfahrtskirche mit einer kleinen Muttergottesfigur, vielleicht noch aus der Entstehungszeit in der Mitte des 14. Jahrhunderts, aus der Zeit Karls IV., vom ersten Prager Erzbischof Ernst von Pardubitz, im ganz von silberner Treiarbeit leuchtenden Hochaltar, an dem wir am Fest Mariä Geburt unsern Gottesdienst feiern durften.

Dass wir Pilger in dieser kurzen Woche zu einer so guten Gemeinschaft zusammenwachsen konnten, lag an der hervorragenden Durchführung durch die Reiseleitung, die uns an einem Abend mit einer Einladung in eine typische böhmische Bierwirtschaft mit heißen Schmalzbrotten mit Knoblauch überraschte und an einem anderen Abend zwei tschechische Musikanten kommen ließ, die uns mit ihrer Dudelsack-Musik sogar das Tanzbein schwingen ließen. So wurde uns auch noch einmal deutlich, dass „katholisch“ eben allumfassend bedeutet und Leib und Seele gleichermaßen erbaut.

Nach dem Dankgottesdienst am Freitag, den wir mit der tschechischen Pfarrei in der Marienkirche von Pisek feierten, wobei wir mit unserem zweisprachigen Pilgerbüchlein den Gottesdienst gut mitgehen konnten, traten wir die Heimfahrt an nach einer von neuen Erfahrungen und Einsichten erfüllten Reise, die auf eine Fortsetzung im nächsten Jahr hoffen lässt.

Rudolf Weilguni

Ein Juwel Südböhmens

Die Wallfahrtskirche Lometz

Es gibt auch zwei Jahrzehnte nach der Wende in unserem Nachbarland Tschechien wahre Entdeckungen: für den Touristen in Südböhmen ist das die kleine Wallfahrtskirche Lometz (Lomec), die zwar wegen ihrer Einzigartigkeit unter Denkmalschutz steht, aber nur auf wenigen Landkarten verzeichnet ist. Erst seit kurzem ist sie als Wallfahrtskirche (Poutni kostel) gut ausgemalbert

Man kommt von Netolitz oder von Wodnian über Chelschitz nach Lometz. Das letzte Stück führt durch einen Laubwald auf schmaler Straße. Als es noch nicht die Hinweisschilder gab, fragte mancher Busfahrer mich, den Reiseleiter, ungläubig, ob ich wirklich sicher sei, auf dem richtigen Weg zu sein. Doch dann tauchte eine Waldlichtung auf und man sah die barocke Kirche und die zweistöckige Pfarrei mit hohem Giebel, die einst im 18. Jahrhundert als Jagdschlösschen und Forsthaus erbaut wurde. Hier wohnten in der Zeit des Kommunismus die verbannten Schwestern vom dritten Orden des heiligen Franziskus, welche die Kirche betreuten und auch den Schlüssel hatten.



Mitten im Wald steht auf einer Lichtung die barocke Wallfahrtskirche von Lometz, die Graf Philipp Buquoy erbauen ließ.

Die Kirche ist ein Zentralbau auf quadratischem Grundriss mit vier Segmenten, einer hohen Zwiebelkuppel und einer Laterne mit vier Seitenkuppelchen. Der Bau hat drei Portale und man steht dann vor dem monumentalen Baldachinaltar, der noch wuchtiger wirkt, weil er fast die Kirche ausfüllt. Er ist unverkennbar dem Tabernakelaltar in der Peterskirche in Rom nachgebaut, auf vier gedrehten weinlaubgeschmückten Säulen mit einem reichen Schnitzwerk ruhend. In der Mitte hängt der Tabernakel, über ihm sehen wir eine kleine Marienstatue. Der Stifter der Kirche war Graf Karl Philipp Buquoy. Er reiste im 17. Jahrhundert viel, da er ein begeisterter Forscher und Wissenschaftler war. Bei seinen Reisen hatte er immer eine kleine Muttergottesstatue bei sich; diese Kopie der Madonna von Le Foy in Belgien war seit langem in Familienbesitz. Bei einer Schiffsfahrt von Rom nach Spanien bestand bei einem schweren Sturm die Gefahr des Schiffbruchs. Damals machte der Graf das Gelübde, im Falle seiner Rettung auf seiner Herrschaft in Südböhmen eine Muttergotteskirche zu errichten. Als er heil in die Heimat zurückgekehrt war, ließ er 1692 den Grundstein der Kirche legen. Die Gegend hieß schon damals Lometz, benannt nach einem nahe gelegenen Steinbruch (tschechisch Lom). Der Graf starb vor der Vollendung des Kirchenbaues, doch sein Sohn Philipp Emanuel erfüllte das Gelübde und baute die Kirche zu

Ende. Sie wurde 1704 eingeweiht. Ihre einzigartige Pracht erinnert an Giovanni Santini, doch ist der Architekt unbekannt. Die ausführenden Meister des Baues stammten aus Rosenberg, die Schnitzereien von Meister Wauscher aus Linz. Außer dem Hauptaltar finden wir noch zwei Seitenaltäre mit Illusionsmalerei. In den Jahren 1720 bis 1735 wurde die Sakristei angebaut und Chor und Kanzel errichtet. Der abseits stehende Glockenturm wurde erst 1939 gebaut. Aus den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts stammt auch der Kreuzweg, eine Arbeit aus Lindenholz, die Vojtech Kafka aus Rot-Kosteletz schnitzte.

Das Gebäude des Pfarrhauses war ursprünglich ein Jagdschloss des 18. Jahrhunderts. Damals lebten noch Einsiedler in den Wäldern, bis dies Kaiser Josef II. verbot. Wegen der herrlichen Natur, der prächtigen Kirche und slawischen Hügelgräbern in der Nähe, kamen viele tschechische Persönlichkeiten hierher, darunter auch der Schriftsteller Julius Zeyer. Bis 1821 war Lometz im Besitz der Grafen Buquoy, dann des Fürsten Schwarzenberg. Als die Kommunisten 1950 alle Klöster in der Tschechoslowakei aufhoben und die Ordensleute, vor allem die Schwestern in so genannten „Konzentrationsklöstern“ und Altenheimen internierten, schickten die Behörden die Schwestern in großer Zahl in diese Einöde. Sie haben die Kirche gepflegt und erhalten. Heute ist auch ein Altar im Freien, da die Kirche die Gläubigen nicht fasst, und es entwickelt sich eine lebendige Wallfahrt.

Rudolf Grulich

Das christliche Kaisertum

Eine Betrachtung nach dem Tode Ottos von Habsburg

Der italienische Historiker und Politiker Benedetto Croce berichtet, dass sein Geschichtslehrer im Gymnasium mit einem dem Schüler unvergesslich gebliebenen Pathos das Ende des Weströmischen Reiches 476 geschildert habe: Der Vorhang habe sich bei diesem welterschütternden Ereignis über die Weltbühne gesenkt, um sich alsbald erneut zu heben und einen neuen Akt im Drama der Weltgeschichte beginnen zu lassen. Wie Croce später als Historiker feststellen konnte, habe sich aber ins Bewusstsein der Zeitgenossen die Absetzung des letzten Kaisers Romulus Augustulus überhaupt nicht eingegraben. Zu oft hatten in diesen Zeiten die Herrscher in Rom gewechselt. Überdies lebte der erst 474 verdrängte Vorgänger des offiziell letzten weströmischen Kaisers, Julius Nepos, noch und hatte sich in Dalmatien gegen Romulus Augustulus und gegen Odoakar bis zu seinem Tode am 9. Mai 480 behauptet.

Was Croce für das Jahr 476 schreibt, gilt mit Einschränkungen auch für unsere Zeit. Mit der Absetzung Kaiser Haile Selassies von Äthiopien am 12. September 1974 trat vor 37 Jahren der letzte christliche Kaiser von der Weltbühne ab, fast genau 1650 Jahre, nachdem der erste christliche Kaiser Konstantin der Große am 17. September 324 seinen heidnischen Mitkaiser und Gegenspieler Licinius auf den Höhen von Chrysopolis am asiatischen Ufer des Bosporus besiegt hatte. Nur im außerchristlichen Kulturbereich blieben 1974 noch zwei Kaiser übrig: Im Iran und in Japan. Der persische „König der Könige“ (Schah-in-Schah), so der Titel des persischen Schah, verlor 1979 seine Herrschaft und seinen Titel, so dass heute der Tenno in Japan der einzige Kaiser der Erde ist.

Obgleich die Beispiele der Herrscher in Iran und Japan sowie bis 1912 in China zeigen, dass es in Asien auch in nichtchristlichen Kulturen einen dem Kaiser ähnlichen Titel gab (in französischer Kolonialzeit in Indochina auch einen von den Franzosen abhängigen Kaiser von Annam), ist der Kaisertitel in Europa seit der Übernahme des Christentums im Römischen Reich untrennbar mit christlichem Verständnis verbunden. Das gilt nach dem Ende des weströmischen Kaisertums 476 für das Oströmische Reich, das später bei uns als Byzantinisches Reich bezeichnet wird, ebenso wie für das wiedererstandene Weströmische Reich nach der Kaiserkrönung Karls des Großen im Jahre 800 zu Rom. Seine späteren Nachfolger im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation trugen bis 1806 den Titel eines Kaisers der Römer ebenso wie die Kaiser in Konstantinopel bis zur Eroberung ihrer Hauptstadt 1453 durch die Türken.

Schirmherr der Christenheit

Der mittelalterlichen christlichen Kaiseridee lag die Idee der christlichen Weltherrschaft, des *Sacrum Imperium*, zugrunde, die auch nach dem Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation von der Kirche nicht aufgegeben wurde. Bis zur Reform der Karwochenliturgie unter Papst Pius XII. stand im *Missale Romanum* und im deutschen Schott-Messbuch noch in der Karfreitagliturgie unter den Fürbitten das Gebet für den Kaiser: „Lasset uns beten für unseren allerchristlichsten Kaiser, daß Gott, unser Herr, alle Barbarenvölker ihm untertan mache zu unserem beständigen Frieden!“ Nach der Kniebeuge sang dann der Priester: „Allmächtiger ewiger Gott, in dessen Hand die Gewalten aller und die Rechte aller Reiche sind: Blicke gnädig auf das Römische Imperium, damit die Völker, die auf ihre Wildheit vertrauen, durch die Macht Deiner Rechten gezügelt werden“. Eine Rubrik vermerkte: „Falls der Kaiser nicht gekrönt ist, so spreche man: Für unseren erwählten Kaiser.“ Gerade in diesem liturgischen Bereich wurde das Reich, das immer das *Imperium Romanum* war, theo-

gisch überhöht. „Die Liturgie der römischen Kirche wurde zur lautes-
ten und nachdrücklichsten Verkünderin der...Einheit von weltlichem
und heiligem Reich, von Kirche und Staat“(Rudolf Hernegger). So ist
erklärlich, dass bei dem Beharrungsvermögen und Ewigkeitsdenken
der katholischen Kirche die Gebete für Kaiser und Reich eineinhalb
Jahrhunderte über das Ende der Reiches 1806 hinaus formal beibehalten
wurden und in Österreich sogar die liturgischen Vorrechte des
Römischen Kaisers auf den österreichischen Kaiser übergingen. Die
alte Formel „respice ad Romanum benignus Imperium“ (blicke gnädig
auf das Römische Reich) wurde im Jahre 1860 durch ein Dekret
der Riten-Kongregation in Rom für das Österreichische Kaiserreich
durch „respice ad Austriacum benignus Imperium“ ersetzt. Gleichzeitig
wurde von Rom ein Privileg bestätigt, das sich 1761 Maria Theresia,
die nie Kaiserin war, für ihren Gemahl Franz I. von Lothringen
erbeten hatte: Die Nennung des Kaisers im Kanon der Messe nach
dem Namen des Papstes und des Bischofs. In den übrigen Ländern
blieb in allen gedruckten Ausgaben des Missale Romanum die alte
Formel der Karfreitagsbitte stehen, auch in den Übersetzungen in die
Muttersprachen wie im englischen „Roman Missal“ von 1928, wo es
heißt: „Look favourably on the Roman Empire“. Auch am Karsamstag
stand am Ende des österlichen Preisgesangs des „Exultet“ noch
die Bitte für den Kaiser, auf den Gott als devotissimum Imperatorem
schauen möge.

Der mittelalterliche Kaiser war Schirmherr der Christenheit und
besaß theoretisch die Oberhoheit über die anderen abendländischen
Herrscher. Er war Vogt der Kirche, manche Kaiser auch Herren der
Kirche, ehe der hochmittelalterliche Kampf um beide Gewalten mit
der Gleichberechtigung von Imperium und Sacerdotium endete.
Nachdem Papst Bonifatius VIII. noch in vergeblichem Aufbäumen
gegen die Realität seiner Zeit in der Bulle „Unam sanctam“ von 1302
versucht hatte, eine Herrschaft des Papstes über alle weltlichen Mächte
durchzusetzen, verschwanden im Spätmittelalter diese Universalideen.
Es bildeten sich nun staatsrechtliche Auffassungen des Kaisertums
und es kam sogar zum Gegeneinander von Kaiser und Reich.
Seit der Wahlkapitulation von 1519 blieben dem Kaiser nur einige
bestimmte Rechte wie die von Standeserhöhungen, der Verhängung
der Reichsacht und die oberste Gerichtsbarkeit.

Deutscher König und gewählter Römischer Kaiser

Nach der Kaiserkrönung Karls des Großen erhielten auch einige
seiner Nachfolger und nach dem Zerfall des Reiches italienische Teil-
könige wie Berengar die Kaiserwürde. Mit der Krönung Ottos I. im
Jahre 962 erfolgt die Translatio Imperii, d. h. dass die Kaiserwürde
aus Rom auf das Königreich Deutschland überging. Zu diesem Hei-

ligen Römischen Reich, dem später der Zusatz „Deutscher Nation“ hinzugefügt wurde, gehörte das Kaisertum Rom mit dem dominium mundi und der Titularherrschaft über die Stadt Rom, das Königtum Deutschland mit seinen Stammesherzogtümern, das Königreich Italien als Nachfolge des Langobardenreiches und seit Konrad III. auch das Königreich Burgund. Nicht alle gewählten deutschen Könige wurden in Rom auch vom Papst zum Kaiser gekrönt und gesalbt, denn manche kamen nicht nach Rom und tragen in der Liste der Kaiser des Hl. Römischen Reiches Deutscher Nation diesen Titel zu Unrecht, wie Konrad III. oder Rudolf von Habsburg u. a.

Erst das Rhenser Kurfürstenweistum vom 16. Juli 1338 erklärte, dass die Wahl zum Deutschen König durch die Kurfürsten die Herrschaft des Gewählten im Reich begründe und dass dazu keine Approbation durch den Papst nötig sei. Die letzte Kaiserkrönung in Rom fand mit der Salbung Friedrichs III. 1451 statt, die letzte Kaiserkrönung durch einen Papst überhaupt 1530 in Bologna, wo Karl V. diese Würde vom Papst erhielt.

Seit dessen Vorgänger Maximilian I. führten die „Deutschen Kaiser“ den Titel „Erwählter Römischer Kaiser“. Es waren bis auf den Wittelsbacher Karl VII. durchwegs Habsburger. Der letzte dieses Titels, Franz II., wurde 1792 in Frankfurt gewählt. Er legte die Kaiserkrone 1806 nieder, wogegen Papst Pius VII. offiziellen feierlichen Protest einlegte.

Manches Sakrale vom mittelalterlichen Kaisertum Europas scheint auch in Äthiopien auf, wo sich wie eine Insel ein christliches Reich halten konnte, auch als der Islam das Land von der übrigen christlichen Welt abschnitt. Bei der Wiederentdeckung Äthiopiens durch die Portugiesen auf dem Weg nach Indien glaubte man, das Reich des legendären Priesterkönigs Johannes gefunden zu haben, so erstaunt war Europa über dieses christliche Reich. Der Kaiser war dort der König der Könige, hatte eine Oberhoheit über die anderen Teilkönigreiche wie der Großkönig im alten Persien, wo der Schah auch den Titel eines Königs der Könige trug. Haile Selassie war noch ganz von dieser Würde erfüllt. Er war Schirmherr der Äthiopischen Kirche und defensor fidei. Er war Subdiakon der Kirche Äthiopiens, wie auch im Mittelalter der abendländische Kaiser beim Krönungsgottesdienst eine liturgische Funktionen als Subdiakon ausübte. Der Herrscher wurde bei der „Kaiserweihe“ feierlich gesalbt, aber er war auch filius Ecclesiae Romanae und so leitete er das Pferd des Papstes am Zügel und hielt ihm den Steigbügel. Wie die Kaiser des ersten Jahrtausends die Konzilien einberiefen und noch Kaiser Sigismund I. im Jahre 1415 das Konzil von Konstanz als promotor ermöglichte, so hatte auch Kaiser Haile Selassie 1965 das Konzil aller monophysitischen Kirchen nach Addis Abeba einberufen, wo ihn die anwesenden Kirchenober-

häupter der Armenischen, Äthiopischen, Koptischen, Syrischen und Indischen Nationalkirchen den Titel des defensor fidei zustanden.

Kaisertum in Ost und West

Die Krönung Karls des Großen im Jahr 800 hatte aber einen neuen Riss zwischen Ost- und Westkirche gebracht, da es nun zwei Kaiser gab. Erst 812 erkannten die Byzantiner Karl den Großen als Mitkaiser an, allerdings nur gegen den Verzicht Karls auf Venetien, Istrien und Dalmatien. Der Titel eines Basileus ton Romaion kai Autokrator blieb aber in Konstantinopel nur dem dortigen Kaiser vorbehalten. Herakleios I. (610 - 641) hatte bei der Einführung des Griechischen als Amtssprache am Hof in Konstantinopel erstmals statt imperator den Titel basileus geführt.

Als Luitprand von Cremona 968 eine Gesandtschaft Ottos I. nach Konstantinopel führt, um die Tochter des Kaisers Nikephoros II. Phokas für Ottos Sohn Otto II. zu werben, muss er sich noch Vorwürfe des dortigen Hofes über die Anmaßung seines Herrn anhören. „Mit Kanzler Leo, einem Bruder des Kaisers,“ schreibt Luitprand an Otto den



Otto von Habsburg bei einem Interview mit Kirche in Not

Großen, „hatte ich einen großen Streit über Euren kaiserlichen Titel zu bestehen. Denn er wollte Euch in seiner Sprache nicht Kaiser nennen, sondern nur geringschätzig König. Als ich die Bemerkung machte, die Bedeutung sei dieselbe und nur die Bezeichnung verschieden, entgegnete er, ich sei nicht des Friedens, sondern des Streites wegen gekommen, dann stand er zornig auf und nahm Euren Brief auf wirklich beleidigende Art nicht eigenhändig, sondern durch den Dolmetscher in Empfang“.

Otto III., Enkel Ottos I. und Sohn der oströmischen Prinzessin Theophanu will eine *renovatio Romanorum Imperii*. Rom soll Hauptstadt werden. Von hier will er das Reich regieren, wie das Evangeliar Ottos zeigt: Es stellt ihn auf dem Thron dar. Im Huldigungszug erscheinen die Provinzen Rom, Germania, Gallia und Sclavinia, d. h. die slawischen Länder. Doch er stirbt schon 1002, erst 22-jährig. Im Jahre 1000 gab er Polen kirchliche und politische Selbständigkeit. Herzog Boleslav sollte Herrscher und Mithelfer im Reich sein. Auch Ungarn bekommt mit dem Erzbisum Gran eine selbständige Kirchenprovinz und die Königskrone. So nimmt es nicht wunder, dass die deutsch-nationale Geschichtsschreibung Otto III. meist negativ darstellte.

Auf der Iberischen Halbinsel hatten bei der Verteidigung gegen die Araber und später bei der Reconquista zunächst die Könige von Leon, später auch die von Kastilien den Kaisertitel angenommen. Alfons VII. von Kastilien leitete daraus eine Oberhoheit über die anderen Königreiche Spaniens ab. Alfons X. kandidiert deshalb auch nach dem Ende der Hohenstaufen für die deutsche Königskrone, unterliegt aber. Nach dem Zweiten Konzil von Lyon erkennt der Papst am 26. September 1274 Rudolf von Habsburg als deutschen König an, so dass das Interregnum, die „kaiserlose, die schreckliche Zeit“, ein Ende findet.

Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer 1204 entsteht bis 1261 ein Lateinisches Kaisertum im Osten, dessen Reich sich Romania nennt. Die Tradition von Byzanz wird im kleinasiatischen Nizäa von einem griechischen Exil-Kaiser ebenso weitergeführt wie von geflohenen Angehörigen der Kaiserfamilie in Trapezunt am Schwarzen Meer. Während die Kaiser aus Nizäa 1261 nach der Rückeroberung Konstantinopels und dem Ende des Lateinischen Kaiserreiches in ihre Hauptstadt zurückkehren, hält sich das Kaiserreich Trapezunt parallel zu Byzanz und überlebt dieses sogar um acht Jahre bis 1461

Auf dem Balkan greift der serbische Zar Stefan Dušan Uroš IV. nach der Kaiserkrone. Als er sich 1346 in Skopje zum „Kaiser der Griechen und Römer“ krönen lässt, geschieht dies im Beisein und unter Mithilfe dreier Oberhäupter unabhängiger slawischer Kirchen. Außer dem bulgarischen Patriarchen Simeon von Turnovo ist auch der Erzbischof des autokephalen Ohrid anwesend und der Erzbischof Joannikios von

Peć der in Skopje die Patriarchenwürde erhält. Dušan scheiterte aber an der geplanten Eroberung Konstantinopels. Er stirbt vor den Mauern der „Kaiserstadt“. So heißt bis heute Istanbul in allen slawischen Sprachen: Carigrad.

Noch im 20. Jahrhundert motiviert dieses Ereignis im kommunistischen Jugoslawien den serbischen Dichter Miodrag Pavlović zu einem Gedicht:

„Dušan vor Konstantinopel“:

*Die Tore zu der Stadt des Ostens
Wurden mir an einem Sonntag geöffnet
von Engeln, die Serbisch sprachen.
Also lag die Hauptstadt
Doch in meinen Händen, ohne Groll,
die Kuppeln der Hagia Sophia:
Äpfel, dargebracht mir zum Geschenk.
Da sie dann die Lichter entzündet
gab ich ihnen meine Gebote:
Schickt Boten nach Nerodimlje
Und Schiffe gegen die Türken,
feiert in den Hallen das Abendmahl des Herrn.*

Mit der Eroberung Konstantinopels am 29. Mai 1453 übernimmt der junge Sultan Mehmet II. als Padschah den Kaisertitel. Aber auch der Großfürst in Moskau, dem „Dritten Rom“, nimmt den Zaren-Titel an, Peter der Große sogar den Titel eines „Imperators und Selbstherrschers (Autokrator) aller Reußen, Zars zu Moskau, Kiew, Wladimir, Nowgorod, Kasan und Astrachan“.

Ein Kaiserboom im 19. Jahrhundert

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts setzt dann eine Inflation von Kaisertiteln ein, die erst 1918 mit der Abdankung der Kaiser in Berlin, Wien und St. Petersburg unterbrochen wird. Am 18. August 1804 hatte Kaiser Franz II. den Titel eines Kaisers Franz I. von Österreich angenommen, nachdem sich Napoleon am 18. Mai 1804 selber zum Kaiser der Franzosen erklärt hatte. Bei der Kaiserkrönung am 2. Dezember 1804 erhielt der Korse sogar die Salbung von Papst Pius VII., setzte sich aber die Krone selbst auf. Sein Sohn, den er von seiner zweiten Frau hatte, der Tochter des österreichischen Kaisers, bekam vom Vater zwar schon in der Wiege den Titel eines Königs von Rom, starb aber bereits 1829 als „Herzog von Reichstadt“. Aus Ehrfurcht vor diesem nie regierenden Jüngling nahm Louis Napoleon Bonaparte 1852 bei seiner Krönung am 2. Dezember 1852 den Namen Napoleon III. an. Mit der Niederlage von Sedan 1870 kam das Ende dieses Zweiten Französischen Kaiserreiches.

Napoleons Beispiel hatte aber Schule gemacht. Die Ideen der Französischen Revolution hatten auch in der Kolonie Haiti Resonanz gefunden, die sich am 1. Januar 1804 für unabhängig erklärt hatte, nach den USA also der zweite selbständige Staat Amerikas. Auch Napoleons Erklärung zum Kaiser fand Widerhall: Am 8. Dezember 1804 erklärte sich das haitianische Staatsoberhaupt Jean Jacques Dessalines zum Kaiser Jakob I. Im Nordteil der Insel nahm der dortige Präsident als Heinrich I. den Königstitel an. Nach dem Tode von Kaiser Jakob 1806 gab es wieder Präsidenten, doch nach der Präsidentschaft Louis Napoleon Bonapartes 1848 macht sich Faustin Soulouque am 26. August 1849 zum Kaiser Faustin I. von Haiti. Napoleon III. folgt ihm erst drei Jahre später. Nach der Flucht Faustins 1859 wird Haiti wieder Republik.

Schon 1821 hatte sich Mexiko als von Spanien unabhängig erklärt und war für zwei Jahre ein Kaiserreich unter Kaiser Augustin I. Iturbide. Nach seiner Absetzung 1823 ging er nach Europa und wurde bei seiner Rückkehr nach Mexiko im Sommer 1824 hingerichtet. Mexiko wurde dann unter dem Namen Vereinigte Staaten von Mexiko eine föderative Republik, zu der zunächst auch die Staaten Costa Rica, El Salvador, Guatemala, Honduras und Nicaragua gehörten, ehe diese die Zentralamerikanische Republik bildeten und 1838 ganz unabhängig wurden.

Einen zweiten Kaiser bekam Mexiko, als Napoleon III. 1864 den Bruder des österreichischen Kaisers Franz Josef, Erzherzog Ferdinand Maximilian, überredete, die ihm von Frankreich angebotene Kaiserkrone von Mexiko anzunehmen. Das junge Mexiko hatte 1835 Texas, 1848 im Krieg gegen die USA auch Arizona, Neumexiko und Kalifornien verloren. Wegen Unfähigkeit Mexikos seine Schulden zu zahlen, hatten England, Frankreich und Spanien interveniert. Als Maximilian Kaiser wurde, zogen sich England und Spanien zurück, 1866 auch Frankreich, das schon in jenem Jahr mit einem Krieg gegen Preußen rechnete. Am 15. Mai 1867 unterlag Maximilian mit seiner schwachen Armee den Truppen von Benito Juarez und wurde vier Tage später zum Tode verurteilt und erschossen.

Der unglückliche Kaiser, der als 32jähriger sein Amt antrat, hatte große Pläne zur Modernisierung Mexikos. Er ließ deutsche Einwanderer anwerben, brauchte aber vor allem Soldaten. Im Österreichischen Freikorps, das 1864 einen General, 222 Offiziere und 6369 Mann an Freiwilligen zählte und denen 1865 noch 1200 Freiwillige folgten, dienten Vertreter aller Gebiete der Donaumonarchie. Die meisten von ihnen kehrten in die Heimat zurück, als Maximilians Sache verloren und der Kaiser von Mexiko am 19. Juni 1867 neben seinen Generälen Mejia und Miramon unter den sechs Schüssen des Hinrichtungskommandos zusammenbrach. Sicher wollte Maximilian das Beste für sein

Land, aber er musste scheitern, seit die Monroe-Doktrin Amerika den Amerikanern proklamiert hatte.

Länger und kontinuierlicher als Mexiko war auch Brasilien ein Kaiserreich. Die portugiesische Kolonie löste sich 1822 vom Mutterland und wurde unter Pedro I. ein Kaiserreich unter der Dynastie der Braganza. Der Kaiser resignierte 1831 und starb 1836. Ihm folgte sein unmündiger Sohn Pedro II., der 1889 abdanken musste, weil General M. J. da Fonseca den Kaiser stürzte und die Republik ausrief.

Die deutsche Revolution und das erste deutsche Parlament in der Paulskirche macht zunächst den Habsburger Erzherzog Johann am 29. Juni 1848 zum Reichsverweser und bietet dann nach dem Ausschluss Österreichs dem Hohenzollern und preußischen König Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone an. Dieser lehnt ab. Interessant sind die Diskussionen um die höchste Gewalt in der Paulskirche. „Jeder kann Kaiser werden“, behauptet der Dichter Ludwig Uhland in einer Rede. „Der Mächtigste sei Kaiser“, verlangt der liberale bayerische Abgeordnete Marquard Barth. Mit der Gründung des Deutschen Reiches 1871 wird ein preußischer König Deutscher Kaiser, nicht Kaiser der Deutschen. Gegen einen solchen Titel hatte sich der König von Bayern ausgesprochen. Während sich Napoleon I. noch auf Karl den Großen berief, war das kleindeutsche Kaiserreich nur noch reine Titulatur, Zeichen der Rangerhöhung und Machterweiterung wie der bald folgende Kaisertitel für die englische Königin Victoria und ihre Nachfolger bis 1947. Denn was dem Hause Hohenzollern recht war, sollte auch dem Hause Sachsen-Coburg und Gotha billig sein: Die Königin des United Kingdom of Great Britain and Ireland wurde 1877 auch Kaiserin von Indien.

Viele Katholiken lehnten das Zweite Kaiserreich ab, da es kleindeutsch, preußisch, protestantisch war. Protestanten wollten darin die Spur Gottes von 1517 bis 1871 entdecken und erhofften eine Vollendung des Kaiserreiches in einem „Heiligen evangelischen Reich deutscher Nation.“ Der Kulturkampf Bismarcks schien das zu bestätigen. So kam es nach 1918 bei katholischen Intellektuellen zu einem Rückgriff auf das Sacrum Imperium, zu einer katholischen Reichstheologie. In seinem Buch „Die Vision des Reiches. Deutscher Katholizismus zwischen Demokratie und Diktatur (1929 – 1934)“ hat dies Klaus Breuning detailliert belegt. Eine Konvertitin hugenottischer Herkunft, Gertrud von le Fort, deren Vater preußischer Offizier war, schrieb damals neben ihren bis heute bekannten „Hymnen an die Kirche“ ein Bändchen „Hymnen an Deutschland“. Ein überzeugter früherer Gegner des Nationalsozialismus, der Jesuit Friedrich Muckermann, nannte das Reich den „Inbegriff aller Dinge im nationalen Schicksal“. Das Heilige Römische Reich deutscher Nation sei zwar untergegangen, man könne aber wohl „Kronen und Reifen begraben, nicht aber

die Idee der Geschichte“. Wie sehr die Reichssehnsucht missbraucht wurde, zeigt die Entwicklung seit 1933. Überzeugte Gegner Hitlers beschwören im literarischen Widerstand das sakrale Kaisertum als Zeichen des Rechtes gegen die Tyrannei. Werner Bergengruen kann nur anonym in Österreich 1937 einen Gedichtband veröffentlichen „Der ewige Kaiser“, den Breuning „ein Zeugnis des inneren Widerstandes gegen den Nationalsozialismus“ nennt, aber auch „zugleich ein spätes Dokument katholischer Reichstheologie“.

Das Ende der Kaiseridee im 20. Jahrhundert

1917 verschwand mit der Februarrevolution der Zar in Russland, der auch Oberhaupt der Russischen Orthodoxen Kirche war, seitdem Peter der Große das Patriarchat in Moskau abgeschafft hatte. 1918 folgten ihm die Kaiser in Berlin und Wien, 1922 mußte der 29. Padi-schah in Istanbul seit der Eroberung seinen Platz räumen. Schon 1912 war der Kaiser in China abgesetzt worden. In den Dreißiger Jahren schufen die Japaner das Kaiserreich Mandschuko von ihren Gnaden. Für fünf Jahre führte der italienische König den Titel eines Kaisers von Äthiopien, nachdem Mussolini 1936 dieses Land erobert hatte.

Damals war bereits Haile Selassie an der Herrschaft, die er erst 1974 verlieren sollte. Der spätere Kaiser Haile Selassie, dessen Kaisername „Macht der Dreifaltigkeit“ bedeutet, wurde am 23. Juli 1892 in der Provinz Harar als Tafari Makonnen geboren, Sohn des Ras Makonnen. Aus der königlichen Familie der Shoa stammend, war er auch ein Verwandter der großen Kaisers Menelik II., der die italienischen Invasionstruppen 1896 besiegt und Äthiopien wieder geeint hatte. Obwohl Kopte, wurde der junge Tafari von katholischen Missionaren erzogen. Schon sehr früh wurde er Gouverneur von Gara Huleta, später auch von Sidamo und 1910 von Harar und nach der Machtergreifung der Kaiserin Zauditu 1910 Erster Berater, Mitregent und Thronfolger. Als Regierungsoberhaupt leitete er die Modernisierung des Landes ein. So schaffte er 1924 die Sklaverei ab, um Äthiopien die Mitgliedschaft im Völkerbund zu ermöglichen. 1928 wurde er zum Negus, zum König ernannt, den Titel Negus Nagast, König der Könige – also Kaiser – bekam er erst nach dem Tode Zauditus im Jahre 1930. Ein Jahr später erließ der neue Kaiser die erste Verfassung und errichtete ein Zweikammernparlament mit beratendem Status. In seine Aufbauarbeit brach jäh der Überfall des faschistischen Italien ein, das am 3. Oktober 1935 Äthiopien angriff. Der vom Kaiser ange-rufene Völkerbund blieb untätig, so dass Äthiopien im Januar 1936 kapitulieren musste und der Kaiser nach England, dann nach Khar-tum ins Exil ging. Er gelobte damals, bei glücklicher Rückkehr seine Kaiserkrone dem Heiligen Grab in Jerusalem zu stiften, was er auch tat. Schon 1941 konnte er mit englischer Hilfe zurückkehren.

Als der britische König 1947 mit der Unabhängigkeit Indiens seinen Kaisertitel verlor, blieb Äthiopien Kaiserreich. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Haile Selassie aktiv für eine Einheit Afrikas tätig. Bereits 1958 wurde Addis Abeba Sitz der UN-Wirtschaftskommission für Afrika, 1963 auch Sitz der OAU, der Organisation für die Einheit Afrikas. Aktiv arbeitete Haile Selassie in der Konferenz der Blockfreien mit. 1962 gliederte er leider Eritrea an Äthiopien an, obwohl diese ehemalige italienische Kolonie nach dem Zweiten Weltkrieg von den Vereinten Nationen Äthiopien nur zur Verwaltung unterstellt worden war. Diese Annexion rief bewaffneten Widerstand hervor, der letztlich zum Sturz des Kaisers führte. Ein erster Putschversuch der Armee scheiterte zunächst 1960 ebenso wie der Umsturzversuch von Prinz Iscandar Desta. Aber 1974 übernahm dann die Armee das Kommando und setzte den Kaiser am 12. September ab. Er starb am 27. August 1975 im Gefängnis als letzter christlicher Kaiser in 2000 Jahren Kirchengeschichte.

Für die Kirche in Äthiopien, die bis zu seiner Regierungszeit vom koptischen Patriarchat in Kairo abhängig war, leistete er viel. 1929 wurden auf sein Bemühen hin die ersten einheimischen Bischöfe vom koptischen Patriarchen in Kairo geweiht. Erst vor 40 Jahren erhielt die äthiopische Kirche 1959 einen eigenen Patriarchen äthiopischer Herkunft und wurde unabhängig. 1965 wurde unter seiner Schirmherrschaft das Konzil aller monophysitischen Kirchen in Addis Abeba abgehalten.

Ein schwarzer Barbarossa

Die Existenz eines christlichen Kaisers im sonst unter den Kolonialmächten total aufgeteilten Afrika hat andere Christen stets beeindrückt, seit Ende des 19. Jahrhunderts vor allem unter der schwarzen Bevölkerung Afrikas. 1892 entstand in Pretoria die erste sogenannte „Äthiopische Kirche“ unter schwarzer Führung, der allein bis 1905 ein Dutzend weitere solche Kirchen in Schwarzafrika folgte. In Jamaica trat seit den 30er Jahren die religiöse Gruppe der Ras Tafarians auf, deren Anhänger sich nach dem eigentlichen Namen des äthiopischen Kaisers benannten und die nun nach seinem Tode auf seine Auferstehung und Wiederkehr warteten. Sie sahen in Haile Selassie zu seinen Lebzeiten eine Inkarnation Gottes. Seit 1959 suchte die Äthiopische Kirche, dagegen in Jamaica zu predigen. 1973 ernannte sie einen eigenen Bischof für Westindien, der in Tobago residiert; heute gibt es auch äthiopische Bischöfe in Bronx für Nordamerika und in London, ohne allerdings die Bewegung der Ras Tafarians unter der farbigen Bevölkerung eindämmen zu können. Durch ihre Reggaemusik, ihren Sprachgebrauch, ihre Haartracht gewinnen sie weitere Anhänger, auch durch Gebrauch von Marihuana und als Vegetarier. Die westli-

che Zivilisation ist für sie Babylon. Sie wollen zurück nach Zion, ein imaginäres Land der Freiheit in Afrika, das ihnen der wiederkehrende Kaiser schenken wird.

Noch in diesen abergläubischen Auswüchsen zeigen sich Parallelen zum mittelalterlichen Kaiserbild. Wie die Deutschen ihren Kaiser Friedrich I. mit dem Beinamen Barbarossa im Kyffhäuser glaubten, von wo er wiederkehren werde, um das Reich wieder aufzurichten, so hat der Ras-Tafari-Anhänger sein Wunschbild des letzten Kaisers von Äthiopien konserviert.

Nach Haile Selassies Tod 1975 gab es den kurzlebigen Versuch eines neuen Kaiserreiches in Afrika: 1976 ließ sich der Präsident der Zentralafrikanischen Republik als Bokassa I. zum Kaiser krönen, wurde aber 1979 gestürzt. In jenem Jahr musste auch der Kaiser von Persien ins Exil, Schah Muhammad Reza Pahlawi. Er war 1941 seinem Vater auf den Thron gefolgt, der damals abdanken musste und 1944 in Johannesburg starb. Dieser wiederum hatte erst 1925 als Offizier die Kadscharendynastie gestürzt. Er stammte aus einfachen Verhältnissen und war einer Kosakenbrigade beigetreten, wo er es nach dem Ersten Weltkrieg zum Kommandierenden der Armee brachte. Die Alliierten erzwangen 1941 seine Abdankung, die einheimischen Mullahs 1979 die seines Sohnes.

Haile Selassie soll im Gefängnis an Mangel an medizinischer Versorgung gestorben sein. Zahlreiche Mitglieder der kaiserlichen Familie wurden damals von der sozialistischen Regierung ermordet. Nach dem Sturz der Regierung Mengistu entdeckte man die Leiche des Kaisers, die unter Mengistus Toilette begraben worden war. Seit 1991 ruht der tote Kaiser im Mausoleum Kaiser Meneliks, wo jeden Tag Mönche Gottesdienst feiern. An seinem 25. Todestag wurde er im Jahre 2000 in die von ihm erbaute Dreifaltigkeitskathedrale überführt. An eine Wiederkehr der Monarchie glaubt aber nur eine verschwindende Minderheit. So bleibt nur im außerchristlichen Kulturbereich in Japan der letzte Kaiser übrig.

Der letzte katholische Kaiser

Als der letzte katholische Kaiser aus dem Hause Habsburg, Karl I., erst 34 Jahre alt in der Verbannung auf Madeira starb, sahen Katholiken in ihm einen Märtyrer. Er starb im Kreise seiner Familie, mit Kaiserin Zita und seinen sieben Kindern. Kurz vor seinem Tode sagte er: *„Ich verzeihe allen meinen Feinden, allen die mich beleidigt haben, und allen, die gegen mich arbeiten.“*

In Rom war bereits 2003 der Seligsprechungsprozess für Kaiser Karl I. abgeschlossen worden. Damit wurde der heroische Grad seiner Tugenden festgestellt, was besagt, dass er aus der Kraft eines übernatürlichen Glaubens lebte und Vorbild für alle Gläubigen sein kann. Er

war nicht nur als Mensch ein Vorbild: sein Glaube bestimmte auch seine politischen Zielsetzungen. Nach seinem Amtsantritt galten seine Bemühungen vor allem dem Frieden, weniger dem militärischen Erfolg und dem Sieg. Dieser Friedenswille scheiterte vor allem an der Uneinsichtigkeit Kaiser Wilhelms II. und des preußischen Militärs. Das zeigte sich auch bei dem Treffen beider Kaiser am 3. April 1917 in Bad Homburg.

Da Kaiser Karl im Gegensatz zu anderen Monarchen ständig an der Front gewesen war und die Schrecken des Krieges kannte, wollte er Frieden auch unter Opfern. Über Prinz Sixtus, den Bruder der Kaiserin, knüpfte er deshalb Kontakt mit Frankreich. Am 29. März 1917 bat er Kaiser Wilhelm II., der in Bad Homburg war, um die Möglichkeit eines Besuches schon am 3. April.

Am 2. April, einem Montag, fuhr der kaiserliche Sonderzug um 14.00 Uhr in Wien ab und war am 3. April um 9.00 Uhr in Bad Homburg. Im Schloss begannen dann nach einem Frühstück die Verhandlungen, von denen später Kaiserin Zita sagte: *„Der Deutsche Kaiser stand vollkommen unter dem Einfluss seiner Generäle. Dies dürfte seinen Grund darin gehabt haben, dass er zur Träumerei neigte. Er glaubte an seine träumerische Gedankenwelt, und eine dieser Ideen war unglücklicherweise der Endsieg. Daher überließ er alles Hindenburg und Ludendorff“*.

So endete das Zwei-Kaiser-Treffen in Bad Homburg mit einer Verstimmung. Schon am 6. April erklärten die Amerikaner Deutschland den Krieg, woraufhin Kaiser Karl in einer Denkschrift an Kaiser Wilhelm prophezeite: *„Wenn die Monarchen der Zentralmächte nicht instande sind in den nächsten Monaten den Frieden zu schließen, dann werden die Wogen der revolutionären Vorgänge alles wegschwemmen, wofür unsere Söhne heute noch kämpfen und sterben.“* Er sollte leider Recht behalten. Kaiser Karls ältester Sohn Otto von Habsburg schrieb später über diese vertane Chance: *„Man hätte damals Frieden schließen können, und es wäre uns viel erspart geblieben, einschließlich der Zweite Weltkrieg.“*

Erst neun Jahrzehnte danach sind wir im Zuge der Osterweiterung der EU seit 2004 auf diesem Weg, aber Kaiser Karl liegt immer noch in Funchal auf Madeira begraben. Seine Frau, eine gebürtige königliche bourbonische Prinzessin von Parma, überlebte ihn um Jahrzehnte. Sie starb erst am 14. März 1989 in Zizers in der Schweiz im Alter von 97 Jahren. In der Todesanzeige des Verbandes der Österreicher zur Wahrung der Geschichte Österreichs wird gerühmt, dass sie *„bis zuletzt im Gebet und in lebendigem Interesse Anteil am Schicksal der Völker genommen hatte, denen sie seit der Thronbesteigung Kaiser und König Karls am 21. November 1916 eine wahre Landesmutter war.“* Im Gegensatz zu Kaiser Karl wurde sie in der Kapuzinergruft

beigesetzt, am 67. Todestag Kaiser Karls, und auch ihr Sohn Otto ruht seit diesem Jahr in der altherwürdigen Begräbnisstätte der Habsburger in Wien.

Zita trug die Titel des letzten Kaisers zu Grabe, des letzten, legitimen Nachfahren von Kaiser Karl dem Großen, dessen europäische Reichsidee 1918 unterging. Als Kaiserin hatte sie neben den durch Geburt erhaltenen Titeln wie den einer Königlichen Prinzessin von Bourbon, Prinzessin von Parma etc. weitere Titel getragen, die das untergegangene Reich und die ganze vergangene Kaiserherrlichkeit widerspiegeln. Sie war *„Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn, Königin von Böhmen, Dalmatien, Kroatien, Slawonien, Galizien, Lodomerien, Königin von Jerusalem etc. Erzherzogin von Österreich, Großherzogin von Toscana und Krakau, Herzogin von Lothringen, Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain und der Bukowina, Großherzogin von Siebenbürgen, Markgräfin von Mähren, Herzogin von Ober- und Niederschlesien, von Modena, Parma, Piacenza und Guastalla, von Auschwitz und Zator, von Teschen, Friaul, Ragusa und Zara,; Gefürstete Gräfin von Habsburg und Tirol, von Kyburg, Görz und Gradisca, Fürstin von Trient und Brixen, Markgräfin von Ober- und Niederlausitz und in Istrien, Gräfin von Hohenembs, Feldkirch, Bregenz, Sonnenberg etc. Herrin von Triest, Cattaro und auf der Windischen Mark, Großwoiwodin der Woiwodschaft Serbien etc.“*. Mit Recht hieß es in der Todesanzeige: *„Kaiserin und Königin Zita, erfüllt von der reichischen Idee und der hohen Sendung des Erzhäuses Österreich, verkörperte einen wesentlichen und bedeutsamen Teil unserer Geschichte.“* Auch die Beisetzung ihres Sohnes Otto in der Kapuzinergruft ist bedeutsame Geschichte einer zu Ende gegangenen Zeit von zwölf Jahrhunderten seit Karl dem Großen, in der die Jahre 1918 und 1922 Meilensteine sind, aber auch die Jahre 1989 und 2011.

Rudolf Grulich

Das Angelusgebet und die Rettung Europas

Vor drei Jahren hat das vom Speckpater Werenfried von Straaten gegründete Hilfswerk „Kirche in Not“ auf seinem Internationalen Kongress in Augsburg 2008 die Angelus-Aktion als „Sturmgebet für Europa“ vorgestellt. Diese Initiative will das Beten des „Engels des Herrn“ fördern. Das Angelusgebet wurde 1456 vom Papst vorgeschrieben und sollte in der ganzen Christenheit jeden Mittag zur Abwehr der Türkengefahr gebetet werden, später empfahlen die Päpste das Gebet sogar dreimal am Tag. Damals standen die Osmanen erstmals vor Belgrad, konnten aber abgewehrt werden, weil am 22. Juli 1456

ein ungarisches Heer die Türken zurückschlug. Diesen Tag hat heuer auf Antrag der Regierung Orban das ungarische Parlament zum Gedenk- und Feiertag erklärt, und zwar ohne Gegenstimmen. Nur die Sozialisten enthielten sich. Der Gedenktag wurde heuer erstmals gefeiert.

In Nidda hat im Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien Matthias Dierßen auf diese Tatsache hingewiesen und zusammen mit Professor Rudolf Grulich über die historischen Hintergründe des Jahres 1456 informiert. Dabei betonten die Beiden besonders die Verbindungen jener Zeit zu den böhmischen Ländern.

Die Einführung des Angelusgebetes ist eng verbunden mit der Predigt des Heiligen Johannes von Capestrano gegen die Türkengefahr im 15. Jahrhundert. Johannes von Capestrano trägt seinen Namen nach seinem italienischen Geburtsort, wo er vor 625 Jahren 1386 geboren wurde. Daher taucht sein Name in verschiedenen Formen auf: Kapistran, Capistranus, Giovanni da Capestrano. Er studierte zunächst Jura und war ein bekannter Richter in Perugia. Eine Gefangenschaft in einem der zahllosen Kriege der damaligen italienischen Kleinstaaten löste bei ihm eine religiöse Umkehr aus. Er trat in Perugia in das Kloster der Franziskaner ein, wo ihn der Ordensreformator Bernhard von Siena als sein geistlicher Lehrer entscheidend prägte. Päpste wie Eugen IV. und Nikolaus V. betrauten ihn mit verschiedenen Aufgaben, vor allem mit der Bußpredigt in den Ländern nördlich der Alpen, wo sich die hussitische Lehre ausgebreitet hatte.

Johannes von Capestrano geißelte in seinen Predigten die anti-kirchlichen Auswüchse der Anhänger von Jan Hus, griff aber das eigentliche Anliegen von Hus auf und prangerte die Verweltlichung der Kirche, den Luxus und das Leben in Verschwendung an. Seit 1451 durchzog er überall predigend ganz Deutschland und die Nachbarländer Böhmen, Mähren und Österreich. In Deutschland sind seine Aufenthalte und Predigten in vielen Städten nachgewiesen. In Amberg, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Chemnitz, Coburg, Dillingen, Dresden, Erfurt, Forchheim, Frankfurt, Görlitz, Halle, Jena, Landshut Leipzig, Magdeburg, Meißen, Nürnberg, Passau, Regensburg, Weimar, Würzburg und Zwickau begeisterte Johannes die Menschen. Vor allem in Breslau kamen viele von weit her, um seine Bußpredigten auf dem Salzring zu hören. Nach Berichten von Zeitgenossen kamen Menschen aus Pommern und Polen, um ihn zu hören. Ja sogar aus Dänemark, Kurland und Livland kamen Bußfertige. Adlige und reiche Bürger trennten sich von Luxusgegenständen und nichtkatholischen Büchern. In Österreich gründete Johannes eine Reihe von Klöstern und errichtete 1451 eine Franziskanerpro-

vinz. An sein Wirken in Wien erinnert die Capistrankanzel an der Außenseite des Stephansdomes.

Europäische Bedeutung erlangte Johannes von Capestrano, als der osmanische Sultan Mehmet II. 1453 Konstantinopel erobert hatte und glaubte, auch das Königreich Ungarn in seine Gewalt bringen zu können. Zu Ungarn gehörte auch das heutige Belgrad, das damals Griechisch-Weißenburg hieß. In dieser Zeit, als Europa vor dem Islam zitterte, schrieb der Papst das tägliche Angelus-Gebet für die gesamte Christenheit vor. Johannes von Capestrano und dem ungarischen Adligen Johannes Hunyadi ist es zu verdanken, dass Belgrad während einer fast dreiwöchigen Belagerung mutig und erfolgreich verteidigt wurde. Nach der Schlacht am 22. Juli musste der Sultan die Belagerung aufgeben, was dem Königreich Ungarn 70 Jahre weitere Selbständigkeit schenkte, ehe Sultan Soliman der Prächtige 1521 Belgrad erobern konnte und das ungarische Heer bei Mohacs 1526 vernichtete. 1529 standen die Türken erstmals vor Wien.

Wie Grulich ausführte, waren es bei dieser ersten Belagerung Wiens zwei Mährer, die sich um die Verteidigung der Kaiserstadt verdient machten: Niklas Graf Salm auf Raitz in Mähren und der gebürtige Brünner Johannes Tscherte, der als Festungsbaumeister - damals hieß er Fortifikator - die Verteidigung Wiens gegen die Türken leitete. Europa war tödlich bedroht. Wie uneinig damals die Europäer waren, zeigt die Tatsache, dass der französische König Franz I. - wie auch sein Nachfolger Ludwig XIV. 1683 - mit dem Sultan verbündet war. Dafür räumte der Sultan Frankreich eine Reihe von Handelsprivilegien ein. Es gab damals sogar gemeinsame türkisch-französische Flottenaktionen gegen die kaiserliche Flotte im Mittelmeer, obwohl sich der französische König „allerchristlichste Majestät“ nannte.

An den Kommandanten Wiens bei der Belagerung, Niklas Graf Salm, der schon 1530 starb, erinnert der „Salmdeckel“ in der Wiener Votivkirche. Kaiser Karl V. ließ seinem Feldherrn ein Marmorepitaph errichten, das in der Werkstatt des bayerischen Bildhauers Loy Hering entstand und an den Seitenflächen Darstellungen aller Schlachten zeigte, an denen Graf Salm teilgenommen hatte. Dieses Monument stand ursprünglich in der Wiener Dorotheenkirche, kam aber auf Schloss Raitz, als die Dorotheenkirche säkularisiert wurde. Da die Schlosskapelle zu klein war, konnte nur ein Teil aufgestellt werden. 1878 wurde dann der „Salmdeckel“ in der Wiener Votivkirche wieder zusammengefügt.

Der Festungsbaumeister von Wien liegt in der Familiengruft der Tscherte in der Brünner St. Jakobuskirche begraben. Tscherte stand in freundschaftlichem Kontakt zu Albrecht Dürer, dem er auf einem Nürnberger Reichstag begegnet war. Dürer entwarf für Tscherte ein Ex-Libris. Tscherte korrespondierte auch in lateinischer Sprache mit

dem Humanisten Willibald Pirckheimer. Ein anderer Nürnberger, der Chronist Meldemann hat uns einen Holzschnitt von Tscherte hinterlassen, der ihn hoch zu Ross im Kampfe zeigt.

Ein anderer großer Feldherr, ja wahrer Haudogen der Türkenkriege, ist in Böhmen begraben: der Reitergeneral Johann Graf Sporck, der schon als junger Soldat in der Schlacht am Weißen Berg für den Kaiser gefochten hatte und später in vielen Schlachten gegen die Türken kämpfte. Deshalb erhielt er vom Kaiser das Baronat und den Grafenstand sowie Ländereien in Böhmen, wo sein Sohn am Ufer der Elbe das Schloss Kucus baute, in dessen Gruft der „Türken-Sporck“ heute ruht. Der Prager Dichter Rainer Maria Rilke hat ihm in seiner „Weise von Liebe und Tod des Cornet Christoph Rilke“ ein literarisches Denkmal gesetzt: „Endlich vor Sporck. Neben seinem Schimmel ragt der Graf. Sein langes Haar hat den Glanz des Eisens.“ Die Stelle schließt bei Rilke mit den Worten: „Da sagt Sporck, der große General: ‚Cornet!‘ Und das ist viel.“ Die vom Reitergeneral selbst verfasste Grabinschrift im nordböhmischen Kucus lautet:

„Was ich gewesen bin, dem gab der Tod ein Ende,
Bitt Leser, dass es Gott zur Seligkeit wende“.

Wenn heute viele Mitteleuropäer im Islam und in der muslimischen Überfremdung ihrer Länder eine Gefahr sehen, so ist das verständlich, denn Mitteleuropa stand Jahrhunderte hindurch in Abwehr zum Islam. Wenn noch heute in katholischen Gemeinden dreimal täglich der Angelus geläutet wird, führte Matthias Dierßen aus, denke kaum jemand mehr daran, dass dieser Brauch in einer Zeit eingeführt wurde, als ganz Europa vor den Türken zitterte. Auch manche Feste im Kirchenjahr erinnern an jene Bedrohung, so das Fest Mariä Namen am 12. September, das Papst Innozenz XI. zum Dank für die Errettung Wiens 1683 für die ganze Kirche einführte, und das Rosenkranzfest am 7. Oktober, das zunächst Gregor XIII. nach der Seeschlacht bei Lepanto in allen Marienkirchen genehmigte und Clemens XI. nach dem Sieg des Prinzen Eugen bei Peterwardein auf die ganze katholische Kirche ausdehnte. In beiden Fällen siegten an diesem Tag christliche Heere über die Türken.

**Bitte beachten Sie unser Bücherangebot
auf Seite 32 und unterstützen Sie uns
weiterhin durch Ihre Spende!**

Zum Augustputsch in Moskau vor 20 Jahren

„Jetzt brauche ich ein Radio“

Mit einem Radiosender von Kirche in Not mobilisierte Jelzin 1991 die Moskauer gegen den kommunistischen Putsch

Während des Putsches der sowjetischen Kommunisten 1991 ist folgende Szene in Erinnerung geblieben: Boris Jelzin klettert vor dem Moskauer Parlamentsgebäude auf einen Panzer und ruft von dort aus ohne Mikrofon zum Widerstand gegen die Putschisten auf. Nach dieser Rede geht er in das Parlament zurück und sagt zu den Abgeordneten: „Jetzt brauche ich ein Radio.“ Er wollte so viele Menschen wie möglich erreichen; die Medien waren jedoch in der Hand der Kommunisten. Doch es gab einen Sender, von dem sie nichts wussten.

Die Bilder gingen um die Welt: Panzer rollen in die Moskauer Innenstadt und postieren sich auch vor dem Parlamentsgebäude. Die sowjetische Nachrichtenagentur TASS meldet, dass Präsident Gorbatschow wegen Krankheit von seinem Amt entbunden sei. Ein selbsternanntes Notstandskomitee hat den Ausnahmezustand verhängt. Es ist Montag, der 19. August 1991, der Tag des Putsches gegen Michail Gorbatschow.

Für ihn war es der Anfang vom Ende seiner politischen Karriere, für einen anderen begann sie: Boris Jelzin. Schon bald wurde er zum Sprecher und Führer des Widerstandes gegen die kommunistischen Putschisten, denn der Wunsch nach Reformen und Demokratie war in der Bevölkerung sehr stark – entgegen den Erwartungen der westlichen Welt und der Armee in Moskau. Der Einfluss Jelzins, damals Präsident der Russischen Föderation, wuchs stetig.

Ein Radio wird entdeckt

In Erinnerung geblieben ist die Szene, als Jelzin vor dem Parlamentsgebäude auf einen Panzer klettert und von dort aus ohne Mikrofon zu den Menschen spricht. Nach dieser Rede geht er in das Parlament zurück und sagt zu den Abgeordneten: „Jetzt brauche ich ein Radio.“ Er wollte so viele Menschen wie möglich erreichen; es musste also schnell ein „Sprachrohr“ für die demokratische Bewegung her. Doch die Medien waren in der Hand der Putschisten, die die Falschmeldung von Gorbatschows Krankheit weiterhin verbreiteten. In Wirklichkeit wurde er in seiner Datscha auf der Halbinsel Krim gefangen gehalten.

In diesem historisch entscheidenden Augenblick verhalfen Weitblick und Wagemut des „Speckpaters“ und Gründers von Kirche in Not, Pater Werenfried van Straaten, den Gegnern der Putschisten

einen entscheidenden Vorteil. Zu aller Erstaunen gab der russische Abgeordnete Viktor Aksjutsjik bekannt, dass er die Ausstattung für ein Radio besitze. Seit einiger Zeit gab es nämlich Pläne, mit Hilfe des weltweiten katholischen Hilfswerks Kirche in Not eine gemeinsame Rundfunkstation der katholischen und orthodoxen Kirche in der Sowjetunion zu gründen. Aksjutsjik gehörte dem Vorstand des Senders Radio Blagovest, zu deutsch: „Frohbotschaft“, an. Er sendete von Monte Carlo aus in Russisch und konnte in der Sowjetunion empfangen werden. Die russisch-orthodoxe Kirche wollte mit Hilfe einer niederländischen Stiftung und Kirche in Not eine lokale Radiostation in Moskau gründen. Aber das Kommunikationsministerium hatte die Lizenz dafür verweigert.

Doch die Ausstattung für den Radiosender befand sich im August 1991 schon längst in Moskau und wurde in einer Lagerhalle aufbewahrt. Über längere Zeit hatte Kirche in Not das erforderliche technische Gerät in Einzelteilen mit dem Schiff nach Sankt Petersburg und von dort aus nach Moskau geschmuggelt. Hier wurden die Teile dann wieder zu einem sendefähigen Apparat zusammengesetzt. Die



Boris Jelzin am 19. August 1991 während des Augustputsches vor dem Weißen Haus in Moskau

Anlage stand einsatzbereit in Moskau und musste nur noch aus der Lagerhalle geholt werden.

Unter Salat und Tomaten

Ein Lastwagen der Kantine des Parlaments wurde in die Halle geschickt und der Sender dort aufgeladen. Damit die Putschisten die Radiotechnik nicht entdecken konnten, wurde sie unter Salat, Tomaten und anderen Lebensmitteln versteckt. Nach der Rückkehr des Kuriers installierten Ingenieure den Sender im Parlamentsgebäude, die Luftwaffe stellte eine Antenne zur Verfügung. Schon wenig später konnte Boris Jelzin die Moskauer Bevölkerung um Hilfe rufen. Der spätere Präsident bedankte sich, indem er schon im September 1991 die Sendeerlaubnis für den Rundfunk erteilte. Er durfte von sechs Uhr morgens bis Mitternacht senden.

Dank Pater Werenfried hatte Boris Jelzin ein Sprachrohr, um die Bevölkerung zum Widerstand gegen die kommunistischen Putschisten aufzurufen. Sein Hilferuf an die Moskowiter wurde erhört: Tausende versammelten sich friedlich auf Moskaus Straßen. Selbst einige Armee-Einheiten liefen später zu Jelzin über. Am Abend des 21. August war der Putsch vorbei.

Auch wenn heute kaum noch über diese kritischen Tage in Moskau gesprochen wird, waren die Folgen dieses Putsches weit reichend: Boris Jelzins Haltung während des Putsches stärkte seine Position gegenüber dem sowjetischen Präsidenten Michail Gorbatschow. Bereits wenige Tage nach dem Putsch trat dieser als Vorsitzender der kommunistischen Partei zurück. Am 8. Dezember beschlossen die Präsidenten der Russischen Republik, der Ukraine und Weißrusslands die Gründung der GUS, der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten. Ihr schlossen sich acht weitere ehemalige Sowjetrepubliken an. Am 25. Dezember dankte Gorbatschow endgültig als Präsident ab; Jelzin wurde sein Nachfolger. Zum Jahreswechsel zerbrach die Sowjetunion endgültig. Wie wichtig das religiöse Programm des Senders Radio Blagovest nach wie vor ist, bezeugen Tausende Briefe, die Kirche in Not erreicht haben und immer noch erreichen.

Tag der offenen Tür

Samstag, den 19. November 2011, 14.00 Uhr:

Pfarrer Horst Gebhard stellt sein neues Buch „Liberté, Egalité, Brutalité. Gewaltgeschichte der Französischen Revolution“ vor.

Neue Bücher

Maria - Königin des Ostens

Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas

Dieses neue Werk von Professor Dr. Rudolf Grulich besticht schon beim ersten Durchblättern durch die Fülle der Wallfahrtsorte, die er mit akribischer Genauigkeit erkundet hat und im Buch beschreibt. Aus allen Gebieten und Ländern des Ostens Europas werden hier die wichtigsten marianischen Pilgerorte genannt und zu neuem Leben erweckt. Grulich versteht es in unnachahmlicher Weise, die Marienwallfahrtsorte in Osteuropa in den Kontext von Kirchengeschichte und kirchlicher Zeitgeschichte zu bringen. So wird die Lektüre dieses Buchs auch zu einer Reihe spannender Geschichtsstunden. Dabei spannt Grulich mit seinem detaillierten Geschichtswissen einen großen Bogen von „grauer Vorzeiten“ bis hin zur aktuellen Gegenwart. Es bleibt aber trotz der vielen Geschichtsdaten und der die Entwicklung belegenden Fakten keine trockene Theorie, weil immer der Zusammenhang mit persönlichen Erlebnissen hergestellt wird. So hat Grulich zum Beispiel durch sein Engagement in den ehemaligen Teilrepubliken Jugoslawiens während des Balkankrieges einen tiefen Einblick in die jeweiligen Länder und deren Menschen gewonnen. Ebenso spricht aus seiner Schilderung der anderen osteuropäischen Länder sein großes Wissen, weil er auch diese vielen, zum Teil neuen Staaten, immer wieder besucht hat und dort mit maßgeblichen Leuten zusammengekommen ist. Immer kommt in seinen Ausführungen das eigene Erlebte zum Tragen. Gerade durch seine eigenen Erlebnisse in diesen Ländern wird seine Sicht auf die Gegenwart sehr glaubhaft und überzeugend.

In diesem Buch wird deutlich, dass die Geschichte der Wallfahrtsorte mit der Geschichte der Menschen am Ort verbunden ist. Gebete, Lieder und Bilder sind Ausdruck der Suche der Menschen nach Halt, Schutz und Geborgenheit in der Entfremdung, in Not und Krieg. Besonders bemerkenswert sind in diesem Zusammenhang mehrere Schilderungen des Schicksals von verschiedenen Volksgruppen, die geschichtlich bedingt als nationale und ethnische Minderheiten in anderen Ländern leben, sich aber in Gebet und Liedgut in „ihren“ Wallfahrtsorten heimisch fühlen können.

Mutig und klar sind Grulichs mahnenden und kritischen Worte zur Situation in den kirchlichen Institutionen und seine Kritik der Politik des westlichen Europas, woraus seine tiefe Verbundenheit mit der Kirche spricht.

Nachdem immer mehr Menschen heute wieder spüren, dass sie als Menschen unterwegs sind, und auch alte Pilgerwege wie zum Beispiel den nach Santiago de Compostela neu entdecken, kann dieses Buch Mut machen, auch außergewöhnliche Orte im Osten unseres Erdteils aufzusuchen, dorthin zu pilgern, wo so viele Zeugen und Erneuerer unseres Glaubens gelebt, gewirkt und auch gelitten haben.

Ich wünsche dem Buch bzw. seinem Autor, dass dieses Werk eine weite Verbreitung erfährt und in seinem Sinne zu einer neuen Sensibilität für die Menschen samt ihrer Geschichte und ihrer Religiosität in diesen Gebieten führt und zu vielen Begegnungen mit ihnen ermutigen möge.

E.F.

Rudolf Grulich, Maria – Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas. Kirche in Not. München 2011. 164 Seiten.

Liberté, Egalité, Brutalité

Eine ehrliche Geschichte der Französischen Revolution

Auch mehr als zwei Jahrhunderte nach 1789 wird die Französische Revolution meist nur verherrlicht. Die Berichterstattung darüber war eine „Domäne der Jubelhistoriker“, die bis heute den Schülern verschweigen, welche Exzesse damals nicht nur gegen die Kirche, sondern auch gegen die nationalen Minderheiten in Frankreich wüteten, bis zum Vernichtungskrieg gegen die Vendée. Pfarrer Horst Gebhard, der schon in seiner Doktorarbeit über die Hexenprozesse im Erzstift Mainz und in seiner Novelle „Hexenjagd in Lohr“ zeigte, dass er sich der historischen Wahrheit verpflichtet fühlt, hat nun eine Gewaltgeschichte der Französischen Revolution vorgelegt. Ihr originaler Titel „Liberté Egalité Brutalité“ besagt, dass die vielzitierte Fraternité sehr kleingeschrieben wurde und auf der Strecke blieb. Schonungslos erfahren wir die Diskrepanz von revolutionärer Romantik und der blutigen Realität, das Leben unter dem Terror und den Weg zur totalitären Diktatur. Als 1993 ehrliche Franzosen versuchten, der 200-Jahrfeier von hunderttausenden Toten, der Ausrottung ganzer Landstriche und der völkermordähnlichen gigantischen Massaker zu gedenken, versagte die französische Regierung diesen Opfern ihre Achtung. Damals erwies der russische Dissident Solschenizyn diesen Opfern eines Völkermordes seine Ehre.

Mit reichen Quellenhinweisen belegt Horst Gebhard den Kampf der Revolution gegen die Kirche und den Glauben, die fast totale Vernichtung des Priestertums und des Ordenslebens und zeigt auch den Kampf gegen Frauen und Kinder während der „glorreichen Revolu-

tion“ auf. Aus der Novelle von Gertrud von le Fort „Die Letzte am Schafott“ kennen wir das Schicksal der Karmelitinnen von Compiègne. Gebhard bringt uns auch das Schicksal der Nonnen von Orange und der Ursulinen von Valenciennes nahe, die Papst Benedikt XV. selig sprach.

Pfarrer Gebhard hat uns eine wertvolle Studie geschenkt, die allen echten Europäern die Augen öffnen kann, wie einseitig wir über die Geschichte informiert werden. Man kann seine Darstellung noch weiterführen. Die Französische Revolution war letztlich antieuropäisch. Die Jakobiner zerstörten in ihrem Blutrausch, als sie Paris und Frankreich zum Schlachthaus machten, die gewachsenen föderalen Strukturen Frankreichs, ihr Erbe des Nationalismus und Zentralismus vergiftete Europa und führte konsequent in den Ersten Weltkrieg, an dessen Ende ein christlich geprägter Vielvölkerstaat wie Österreich-Ungarn unter einem katholischen Kaiser keinen Platz mehr haben durfte.

Rudolf Grulich

Horst Gebhard, Liberté Egalité Brutalité. Gewaltgeschichte der Französischen Revolution. Sankt Ulrich Verlag Augsburg 2011. 304 Seiten.

Diese auf den Seiten 2 und 3 dieses Heftes vorgestellte Festschrift für die Denkmalseinweihung durch den Kölner Kardinal Joachim Meisner am 1. September bietet einen umfassenden Überblick über die Geschichte der Königsteiner Anstalten als Vaterhaus der Vertriebenen. Dieser Idee Königsteins fühlen wir uns auch durch den Namen unseres Hauses verpflichtet.

| | |
|---|--|
|  | <p>Königstein <i>Stadt des Aufbaus und der Versöhnung</i></p> |
|  | <p>Festschrift <i>zur Einweihung des Denkmals für Bischof Maximilian Kaller Bischof Adolf Kindermann P. Werenfried van Straaten</i></p> |
|  | |

Unser Bücherangebot

Neu!

Rudolf Grulich, **Maria - Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.**

164 Seiten, EUR 5,00.

Rudolf Grulich u. a., **Königstein – Stadt des Aufbaus und der Versöhnung.** Festschrift zur Einweihung des Denkmals für Bischof Maximilian Kaller, Bischof Adolf Kindermann, P. Werenfried van Straaten. 175 Seiten, EUR 14,80.

Adolf Hampel u.a. (Hrsg.) **Europassion. Kirche-Konflikte-Menschenrechte.** Festschrift Grulich. 464 Seiten, EUR 36,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Ethnische Säuberung und Vertreibung als Mittel der Politik im 20. Jahrhundert.** 108 Seiten, EUR 7,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80. (= Kirche und Heimat Band 1).

Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80. (= Kirche und Heimat Band 2).

Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** Ein Rückblick in die Vergangenheit der Schicksalsjahre 1940 bis 1948. 384 Seiten, EUR 14,80. (= Kirche und Heimat Band 3).

Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 60. Vertriebenenwallfahrt nach Vierzehnheiligen. 224 Seiten, EUR 14,80. (= Kirche und Heimat Band 4).